



Ohne Lohn auf dem Weg zur Professorin

Forschungs- gebiet Feldhase

Ihre Forschung nimmt den Feldhasen als Modell und veranschaulicht damit die Lebensbedingungen unserer einheimischen Wildtiere. Die Wissenschaftlerin zeigt so die Auswirkungen des Klimawandels und das veränderte ökologische Gleichgewicht. Die Erkenntnisse ihrer Forschung sind bedeutsam, viel Geld machen lässt sich damit aber nicht. Ein Porträt der Basler Biologin Stéphanie Schai-Braun.

Text **Evelyn Braun**

Sie liebt ihre Arbeit, die wissenschaftliche Arbeit, die Forschung. Allein, manchmal im Team, heftet sich Stéphanie Schai-Braun ihrem Forschungsobjekt, dem Feldhasen mit dem lateinischen Namen *Lepus europaeus* an die Fersen. Sie erforscht seine Ökologie, sein Fressen, seine Raumnutzung. Sie untersucht seine Anpassung an die ökologischen und klimatischen Veränderungen, sie verfolgt, wie er immer höher im Alpenraum aufsteigt. Sie untersucht den Kot, den er auf seinem Weg zurücklässt. Der Kot enthalte alle genetischen Hinweise, sagt sie, die DNA enthalte alles.

Ihr neuestes Forschungsprojekt: das Verhältnis von Feld- und Schneehasen. Aufgrund der Klimaerwärmung rückt der Feldhase in immer höhere Gebiete vor und kommt damit dem Schneehasen in die Quere. Feldhase und Schneehase stehen in Konkurrenz, und der Schneehase weicht zurück, wird verdrängt, bis ihm das Aussterben droht.

Hase? Super!

Es sei eigentlich Zufall gewesen, dass der Hase zu ihrem Forschungsgebiet geworden sei, erzählt die Mutter von vier Kindern im Alter von drei bis neun Jahren. Im Jahr 2006 wollte die diplomierte Biologin ihre Doktorarbeit über ein Wildtier beginnen und stiess auf einen Kollegen, der ein Hasenprojekt plante. Hase? Super! Doch dann kam der zweite Schritt: Sie musste an einer Schweizer Universität einen Professor oder eine Professorin finden, der oder die ihre Doktorarbeit betreuen wollte.

Damit haben die Probleme angefangen, meint Stéphanie Schai-Braun rückblickend. Niemand wollte sie als Externe, die nicht zum Team des Lehrstuhlinhabers gehört, mit einem eigenen Projekt annehmen. Es hiess: «Komm in mein Team, aber für ein bestimmtes, gemeinsam erarbeitetes Thema.» Doch sie hatte ihren eigenen Kopf und wollte ihr Projekt «Tägliche Aktivitätsmuster, Raumnutzung und Habitatspräferenzen des Feldhasen (*Lepus europaeus*)» verfolgen. Nach längerer Suche stiess sie 2007 auf Klaus Hackländer, Professor an der Wiener Universität für Bodenkultur (BOKU). Der wollte sie gern als Doktorandin annehmen, nur bezahlen konnte er, respektive die BOKU sie nicht.



Stéphanie Schai-Braun

Freizeithobby Forschung?

Da sie als Lehrerin für naturwissenschaftliche Fächer am Muttenzer Bildungszentrum KVBL mit einem 40-Prozent-Pensum angestellt war, verzichtete sie auf einen Doktorandenlohn und verlegte ihre Forschungsarbeit in die Freizeit. Oder in das, was von freier Zeit neben der Betreuung der Kinder übrig blieb. Nicht sehr viel, auch wenn ihr Mann, ein selbständiger Anwalt, sie nach Kräften unterstützt und einen Teil der Betreuungsarbeit übernimmt.

«Im Prinzip ist das bis heute so geblieben», erzählt die 42-jährige Wissenschaftlerin, «ich hatte nie eine Anstellung, bei der ich für meine Forschungsarbeit Geld bekam. Ich bin eben nie den regulären Weg gegangen.» Regulär wäre, dass man in ein Projekt einsteigt,



Fotos: Stéphanie Schai-Braun



Hasen im Untersuchungsgebiet Marchfeld und Weizenfeld.

das durch den sogenannten Doktorvater oder die Doktormutter bereits aufgegleist ist und für das dann ein Doktorandenlohn bezahlt wird. Sei es in der Schweiz durch den Schweizerischen Nationalfonds (SNF) oder, in ihrem Fall, durch die österreichische Institution, den Fonds für wissenschaftliche Forschung (FWF). Sie habe überlegt, das Projekt beim FWF einzureichen, aber das hätte ihr zu lange gedauert. Der Aufwand, so ein Gesuch einzureichen, bedeutet drei bis vier Monate Arbeit, und ob es dann am Ende durchkommt, ist die andere Frage.

Zwei Jahre für ein Gesuch

Später, als sie tatsächlich ein Gesuch für ihre Post-doc-Arbeit «Verschiedene ökologische Aspekte des Feldhasen (*Lepus europaeus*) und des Alpenschneehasen (*Lepus timidus varronis*)» beim FWF einreichte, hat sie die Erfahrung gemacht: Das ganze Prozedere mit Gesuch einreichung, Nachbesserung und nochmaliger Nachbesserung dauert zwei Jahre. Und am Schluss: «Abgelehnt.» Das habe damit zu tun, erklärt Stéphanie Schai-Braun, dass jeder Wissenschaftler und Professor seine eigene Methode und seine eigenen Vorstellungen habe. Werden diese nicht genau erfüllt, wird das Gesuch oft negativ beurteilt und dann abgelehnt. In einer 10-Prozent-Anstellung blieb sie mit der BOKU verbunden, beendete ihre Post-doc-Arbeit und betreute zwei Masterarbeiten mit.

Und zudem betrieb sie ihre Forschungsprojekte unbeirrt weiter. In der Freizeit. Aber dass ihre Sachkosten gedeckt sind, das erwartete sie schon. Wenn die Hasen etwa zu Beginn der Forschung eingefangen und mit einem GPS-Sender ausgestattet werden mussten. GPS-Halsbänder sind teuer. Die Überwachung auch. Die Ausrüstung für Fotofallen. Die Reisekosten. Sie klopfte bei einschlägigen Schweizer Stiftungen an, die ihr Förderbeiträge in unterschiedlicher Höhe für Sachmittel zusagten. Insgesamt sind so in 13 Jahren rund 250 000 Franken für die Kosten von Sachmitteln zusammengekommen, die durch verschiedene Stiftungen übernommen wurden. Das ist einerseits viel. Andererseits ist es nur ein Bruchteil der theoretischen Lohnkosten.

Sich in der Freizeit durchbeissen

Doch die Forscherin ist leidenschaftlich, sie beisst sich durch. In ihrer Freizeit. Neben ihrer Arbeit als Mutter und als Lehrerin. 16 wissenschaftliche Artikel hat sie in diesen Jahren in Fachzeitschriften publiziert. Sie dokumentieren ihre ganze Forschung zum Feldhasen. Die Synthese wird sie mit Vorwort und Nachwort versehen als Habilitationsschrift einreichen, die sogenannte Habil. Nicht in der Schweiz, weil sie ja nicht «regulär» an einer Schweizer Universität angebunden ist, sondern bei einem Kollegen in Paris. «Doch die Habil allein bringt dir noch nicht so viel», sagt sie, «du brauchst den Zugang zu einer Uni, an der du auch Vorlesungen halten und Doktor- oder Masterarbeiten betreuen kannst. Erst dann ergibt sich – vielleicht – irgendwann die Möglichkeit eines Lehrstuhls.»

Forscherin mit Lehrstuhl. Das Fernziel auf einem ungewöhnlichen Weg. Einem, das muss gesagt werden, typisch weiblichen Weg. Auf einem Gebiet, auf dem keine grossen Marktgewinne zu holen sind. Und das doch zur Erfassung unserer Umwelt, unseres Klimas, des ganzen natürlichen Kreislaufes einen wesentlichen Beitrag leistet.

PRIMA: die Hasenspezialistin aus Basel

Eine Chance hat sie nun: Eigens für solche besonderen Lebensläufe von aussergewöhnlichen Forscherinnen hat der Schweizerische Nationalfonds (SNF) das Förderinstrument PRIMA geschaffen. Sie hat ihr Projekt zur Schneehasenforschung bei PRIMA eingereicht. Falls sie angenommen wird, bekommt sie genau das, wofür sie während so vieler Jahre gekämpft hat: die Möglichkeit, ein unabhängiges Forschungsprojekt durchzuführen, mit Salär und Projektmitteln für die Dauer von fünf Jahren. Ein Traum, sagt Stéphanie Schai-Braun, aber ein hart umkämpfter: Von hundert Bewerberinnen werden zehn angenommen. Beharrlich genug wäre sie, die Hasenspezialistin aus Basel. ■